

Hegemonie und Ökonomik

Rainer Bartel

Laut [Duden](#) (7. 9. 2023) bedeutet Hegemonie „1. Vorherrschaft, Vormachtstellung, die ein Staat gegenüber einem oder mehreren anderen Staaten besitzt, 2. faktische Überlegenheit politischer, wirtschaftlicher o. ä. Art“.

Stochastik und Deutungshoheit

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive bedeutet Hegemonie für mich vor allem Deutungshoheit. Eine solche hat unweigerlich einen normativen Charakter. Wer Deutungshoheit errungen hat, bestimmt, *wie* möglichst objektive Erkenntnis über die Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge in unserer Welt zu erzielen sind. Somit ist ein als legitim erachtetes Denk- und Analyse-schema etabliert worden. Damit ist also programmiert, *wie* die Begründungen zur Erklärung unserer natürlichen und sozialen Umwelt zustande zu kommen haben. Letztlich bedingt diese Norm auch, was oder was nicht als Problem aufgefasst und analysiert wird und welche Schlussfolgerungen aus der normierten Analyse für die Problemlösung gezogen werden können.

Warum gibt es aber keine eindeutige Wissenschaft mit wahren Ergebnissen für die Optimierung der Gesellschaft? Wir befinden wir uns nämlich mitten in der Werturteilsproblematik der Sozialwissenschaften (die Wirtschaftswissenschaften sind m.E. eine Sozialwissenschaft!).

Die rein philosophischen Überlegungen im Sinn Platons mit dem Ziel wahrer Erkenntnis wollen alles – faktenfrei – logisch ableiten.¹ Sie sind freilich unbedingt durch die Empirie zu ergänzen (schon seit Platons Schüler Aristoteles). Ohne die Methoden einer Erfahrungswissenschaft (Fallstudien, Ökonometrie, Soziometrie, Zeitreihenanalyse) wären den sozialwissenschaftlichen Erklärungen keine Grenzen gesetzt – Grenzen im Sinn einer Relevanz der Denkergebnisse

¹ „Die Ideenlehre [Platons] geht von der Vorstellung aus, daß sich echte Erkenntnis nur jenseits der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsformen gewinnen lasse. Im Griechischen bedeutet das Wort ‚Idee‘ ursprünglich ‚Bild‘ oder ‚Gestalt‘. Wer das wahre Sein der irdischen, wandelbaren Dinge erkennen will, muß in den Bereich der Ideen oder Urbilder vordringen. Hier kann er in rein geistiger Schau das eigentliche, bleibende Wesen der Dinge erkennen, das, was hinter dem liegt, was wir sehen, riechen, hören oder ertasten können. In dieser rein geistig erfaßbaren Welt läßt sich die Idee des Guten, Wahren und Schönen mit Hilfe der Vernunft erkennen. Für Platon ist die Sinneserfahrung ein unvollkommenes Erkennen. Das eigentliche Erkennen ist die Einsicht in die Ideen. Die konkreten Dinge sind in ihrer Vergänglichkeit immer nur ein Abbild der ewig bleibenden Ideen“ (Zimmermann 2022, S. 41).

für die soziale Realität. Empirie ist in den Sozialwissenschaften hegemonial geworden. Und doch gibt es ein „gallisches Dorf“.

Heute begegnen wir nur sehr vereinzelt, aber noch immer dem (seit dem Verlauf des 17. Jahrhundert nicht mehr hegemonialen) Positivismus.² Längst wird es weit überwiegend abgelehnt zu akzeptieren, dass – ausgehend von den unstrittigen obersten Wert- und Zielvorstellungen, wie Friede, Freiheit, Gerechtigkeit, Wohlstandsstreben – die wahre Erkenntnis über Probleme und deren jeweils einzig richtige Lösung rein logisch abgeleitet und zweifelsfrei kommuniziert werden können.

Längst beruhen die Sozialwissenschaften nicht mehr auf der Utopie, die Wahrheit finden zu können. Vielmehr suchen sie nach *möglichst* objektiver (d.h. wissenschaftstheoretisch *legitimer*) Erkenntnis, indem sie die Normen *guter (eigentlich bestmöglicher)* wissenschaftlicher Erkenntnis befolgen, wie sie sich in der Entwicklung der Sozialwissenschaften als Erfahrungswissenschaften konstituiert haben: Das ist die neue – inhaltlich allerdings sehr weit gefasste – Hegemonie. In seinem Hauptwerk, *Die Logik der Forschung*, bezieht Karl Popper (1934) kritisch Stellung zum Positivismus, der doch alles für erklärbar im Sinn der Wahrheitsfindung hält, nämlich entweder durch persönliche Erfahrungen selbst oder durch Wahrnehmungsurteile über bestimmte Aussagen. Er sieht die Forschung hingegen als einen Versuchs- und Irrtumsprozess; sie mache nur Sinn, wenn sie sich irren kann. Damit gründete er den Kritischen Rationalismus. Bleibt die Wahrheit unweigerlich verborgen, so sei die Einigung auf methodische Verfahren der Forschung das Entscheidende.

Damit ist die Wissenschaftlichkeit (die optimale Erkenntnisfähigkeit) wesentlich verbessert worden. Doch sind dadurch die Erkenntnisprobleme bei Weitem noch nicht ausgeräumt worden – und werden es wohl auch nie werden. Dieses Sisyphos-Problem liegt nicht an den WissenschaftlerInnen, sondern an deren Untersuchungsgegenstand. Soziale (inklusive wirtschaftliche) Systeme sind weder gottes- oder naturgesetzlich noch mechanisch etabliert; die Wirtschaft ist eben nicht, wie einst (in der Vorklassik) vermutet, ein Uhrwerk. Daher können solche Systeme auch weder sinnlich noch empirisch vollkommen erfasst und somit nicht zweifelsfrei analysiert werden. Dafür verantwortlich sind folgende prägenden Systemeigenschaften:

² Francis Bacon kritisierte schon 1620 die positivistische, kirchlich geprägte Methode und tat dabei bereits die Unterscheidung auf zwischen deduktiver Analytik (allgemeine Sätze aufstellen und die daraus abgeleiteten Erkenntnisse generell anwenden) und induktiver Analytik (das Einzelne untersuchen und, Schritt für Schritt argumentierend, den Geltungsbereich ihrer Ergebnisse ausweiten, vielleicht sogar, aber unwahrscheinlich, bis auf das Allgemeine):

„Zwei Wege zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit sind möglich. Auf dem einen fliegt von den Sinnen und dem Einzelnen gleich zu den allgemeinsten Sätzen hinauf und bildet und ermittelt aus diesen obersten Sätzen, als der unerschütterlichen Wahrheit, die mittleren Sätze. Dieser Weg ist jetzt in Gebrauch. Der zweite zieht aus dem Sinnlichen und Einzelnen Sätze, steigt stetig und allmählich in die Höhe und gelangt erst zuletzt zu dem Allgemeinen. Dies ist der wahre, aber unbetretene Weg“ (Bacon 1620, Abschnitt 19, zit. n. Zimmermann 2022, S. 334).

- Komplexität,
- Intransparenz,
- Interdependenzen in den Kausalbeziehungen,
- Scheinkorrelationen neben Kausalitäten,
- starke Zufallsbedingtheit in den Rahmenbedingungen für Entscheidungen,
- Spontanität und Flatterhaftigkeit menschlichen Verhaltens (Irrationalitäten?),
- Vielschichtigkeit der Teilaggregate (z.B. der Produktionsapparat: eine Wirtschaft ist keine riesige, repräsentative Firma) und daher
- spezifische Arteigenheiten der Menschen und der Teilaggregate (etwa die unterschiedlichsten Unternehmen, Privat- und Staatshaushalte),
- historische Einmaligkeit von Phänomenen (wir denken an die Geschichte, die sich nie exakt wiederholt, trotzdem sie gewisse Regelmäßigkeiten in der langfristigen Entwicklung aufweist, ohne dass daraus aber effektiv gelernt werden kann, wie Hannah Arendt 1974 feststellte³) und,
- das Wesentlichste zusammengefasst: die Stochastik; sie ist das Gegenteil zur deterministischen, exakt handhabbaren Mechanik. Deshalb können wir auch nicht von einem Teil auf das Ganze schließen und schon gar keine exakten Prognosen machen können.

Stochastik heißt übersetzt: die „Kunst des Vermutens“.

Die erste Folgerung daraus ist, wir können die Wirtschaft nicht als Ganze, noch dazu nicht zu allen Zeiten zugleich untersuchen: Es gibt keine hinreichend repräsentative Totalerhebung; das gelingt uns nicht einmal mit der Wirtschaft einer überschaubaren Ortschaft, insbesondere mit einer langen Geschichte. Analysieren eines komplexen Systems bedeutet daher unweigerlich, die jeweilige Untersuchung abzugrenzen, weniger wichtig erachtete Aspekte und viele mögliche Faktoren auszugrenzen, folglich ein Modell als sehr verkleinertes und stark vereinfachtes Abbild von einem winzigen Ausschnitt der Realität zu bauen. Das ist notwendig, um den Untersuchungsgegenstand überhaupt operational (will heißen analytisch handhabbar) zu machen. Das bedeutet aber auch, dass eine generell formulierte Theorie nicht auf alles und jedes in der Realität angewandt werden kann.

³ „Was wirklich passiert ist völlig kontingent, und Kontingenz [im Sinn von zufälliger Bedingtheit; Anm.] ist tatsächlich einer der größten Bestimmungsgründe in der ganzen Geschichte. Niemand weiß, was geschehen wird, denn so vieles hängt von einer enormen Anzahl von Variablen ab, von einfachem Zufall. Wenn du andererseits in die Geschichte zurückblickst, dann, selbst wenn es kontingent war, kannst du eine Geschichte erzählen, die Sinn macht“ (Arendt 1974, p. 18).

Der zweite Schluss aus der Stochastik ist, die Ergebnisse einer einzelnen empirischen Modellanalyse können nicht übertragen, nicht verallgemeinert werden. Wir müssten uns *alles* jeweils im Detail ansehen und daher den vielfachen Aufwand stemmen. Wir können aber niemals alles untersuchen. Wer alles erklären will, kann nichts erklären.

Modellanalyse ist einerseits notwendig, andererseits sind ihre theoretischen wie empirischen Ergebnisse freilich immer verschieden von (oder nur rein zufällig übereinstimmend mit) der Wahrheit über die Realität, die wir nicht kennen, und verschieden von den vielschichtigen Eindrücken, die wir von der Wirklichkeit erhalten. Dafür werden wir von Linken und PopulistInnen zuweilen als unfähig und nutzlos geschmäht. Daraus resultieren Skepsis, Misstrauen und Feindlichkeit gegenüber den (Sozial-)Wissenschaften. Fakten aber sind und bleiben, dass wir erstens immer nur Teilaspekte die Realität theoretisch untersuchen und zweitens aus der sozialen Wirklichkeit nur Stichproben ziehen und mittels mathematischer Statistik (angewandte Wahrscheinlichkeitstheorie) bloß sehr bedingt auf die Grundgesamtheit schließen können (induktive Statistik).

Schon gar nicht kann ein Stichprobenergebnis für alle Orte und Zeiten Geltung beanspruchen, sondern eben nur für jene Auswahl von Ort und Zeit, für die wir Daten erhoben und für unsere Analyse verwendet haben. Und das hält auch nur für den Fall, dass diese Induktion den gesetzten statistischen Standards entspricht: Im Wesentlichen sind das die Signifikanz der Erklärungsfaktoren und das Ausmaß des Erklärungsgrads auf den jeweils als wissenschaftlich akzeptabel erachteten Niveaus (und da gehen die Ansprüche auseinander, weil niemand unter Unsicherheit das statistische Optimum kennt. „Theorien sind somit niemals empirisch verifizierbar“ (Popper 1934, S. 14). Aber sie müssen falsifizierbar sein, d.h., sie müssen sich im konkret überprüften Fall als falsch herausstellen können.⁴

Die Stochastik wird eben deshalb als die „Kunst des Vermutens“ bezeichnet, weil keine zwei Gesellschaften – weder zwei Orte noch zwei Zeitabschnitte – gleich sind und schon gar nicht gleichbleiben. Die wohl einzige sicherlich konstante Eigenschaft von sozialen Systemen ist die Veränderung. Besonders die Zukunft ist daher nur sehr bedingt untersuchbar, weshalb die Prognosen ebenso stark bedingt sind, wie die Analyse von Vergangenen, aber die Werte der bestimmenden Variablen nur Annahmen (Szenarien) sind und nicht beobachtbar (sind doch die Daten der Zukunft noch nicht gemessen). Lernen wir auch hier von einer Koryphäe:

„Jede Analyse, sei sie ökonomischer oder sonstiger Art, wird jedenfalls nie mehr als eine Feststellung der in einem Beobachtungsobjekt vorhandenen Tendenzen enthalten können. Diese sagen uns niemals, was mit dem Objekt geschehen wird, sondern nur, was geschehen würde, wenn sie weiterhin wirkten, wie sie in dem Zeitabschnitt

⁴ Bei Bacon (1620, Abschnitt 105, zit. n. Zimmermann 2022, S. 344) heißt es, Popper vorwegnehmend: „(...) muß die Induktion, welche für die Entdeckung und Beweise der Wissenschaften und Künste nützen soll, die Fälle durch Aussonderung und Zurückweisung, wo es nötig ist, trennen, und dann, je nachdem die verneinenden Fälle es gestatten, aus den bejahenden ihre Schlüsse ziehen. Dies ist bis jetzt weder geschehen noch versucht worden (...).“

wirksam waren, den unsere Beobachtung umfasst, und wenn keine anderen Faktoren auftreten [Basisszenario; Anm.]. ‚Unvermeidlichkeit‘ oder ‚Notwendigkeit‘ kann niemals mehr als dies bedeuten, Alles Folgende muss mit diesem Vorbehalt gelesen werden“ (Schumpeter 1942, S. 105).⁵

Wozu waren all diese Ausführungen? Sie sind nötig zu zeigen, dass in den Sozialwissenschaften nichts bewiesen werden kann. Genau das führt uns zum Verständnis von Werturteilsbehauptung, Hegemonie, Deutungshoheit und Macht.

Werturteile und Deutungshoheit

Die bedingte und somit eingeschränkte Gültigkeit von Theorien (das sind theoretische Modelle) und von empirischen Modellen und ihren Ergebnissen enttäuschen Studierende und interessierte LaiInnen, ja frustrieren sogar selbst NaturwissenschaftlerInnen auf der Suche nach einer einfachen Weltformal (z.B. Gross 2013).⁶ Die durch nicht unternommene oder durch falsifizierte Analysen verbleibenden Freiräume von (den hegemonialen Wissenschaftlichkeitskriterien nach) objektiver Erkenntnis sind wie „weiße Flecken“ auf der Landkarte sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. Dieses „Vakuum“ führt (angesichts des Streben nach möglichst vielen und möglichst allgemeingültigen Erkenntnissen) dazu, dass, bewusst oder unbewusst, Werturteile in das Denken über und Analysieren von Wirtschaft und Gesellschaft einfließen. Werturteile sind nicht alle verdammenswert, denn sie können je nach ihrer Art mehr oder weniger objektiviert, also in unterschiedlichem Grad subjektiv sein (Ohm 1965).

Ontologische (seinsmäßige) Werturteile betreffen die eher vage Grundvorstellung vom Funktionieren von Wirtschaft und Gesellschaft. Sind diese im Grund eher harmonisch oder eher konfliktär? Sind Märkte im Allgemeinen tendenziell im Gleichgewicht oder Ungleichgewicht? Bedeutet wirtschaftliche Entwicklung an sich eher den Schutz oder die Zerstörung der natürlichen Umwelt? Ist die Ressourcenknappheit das Hauptproblem oder vielmehr die Ressourcen-

⁵ Popper (1972, S. 116) fordert zur Abklärung der Prognosefähigkeit in den Sozialwissenschaften, „eine klare Trennungslinie zwischen dem [zu] ziehen, was ich als wissenschaftliche Prognose einerseits und als unbedingte historische Prophetie andererseits bezeichnen werde. (...) Die üblichen Prognosen der Wissenschaft sind bedingt“. Mit historischer Prophetie meint er eine unwissenschaftliche, weil auf lange Sicht erstreckte und bedingungslos formulierte Aussage über die Zukunft. Lange Prognosezeiträume machen wesentliche Änderungen in den Rahmenbedingungen höchst wahrscheinlich und lassen daher die Annahme über die Konstanz der heutigen Rahmenbedingungen für die fernere Zukunft immer unplausibler werden. Popper (1972, S. 117) schließt daher, dass unwissenschaftliche „langfristige Prophetien aus bedingten wissenschaftlichen Prognosen nur dann abgeleitet werden können, wenn sie sich auf Systeme beziehen, die als isoliert, stationär und zyklisch beschrieben werden können. Solche Systeme sind jedoch in der Natur sehr selten; und die moderne Gesellschaft gehört sicherlich nicht dazu.“

⁶ „Der nobelpreisgekrönte US-Physiker David Jonathan Gross glaubt weiter daran, dass eine Weltformel (*theory of everything*), die alle bekannten Phänomene allumfassend erklärt, gefunden werden kann. ‚Je mehr wir wissen, umso mehr nimmt auch unser Unwissen zu, dennoch werden wir klüger‘ (...). (...) die Sprache, und darunter die Mathematik als höchste Form, die uns von anderen Wesen unterscheidet, habe ‚unendliche Kapazitäten‘. (...) ‚Wir kommen der Lösung näher‘“ (Der Standard 2013).

verschwendung (z.B. die Nichtauslastung des Arbeitskräftepotenzials in Form unfreiwilliger Arbeitslosigkeit)? Werthaltungen darüber sind unvermeidlich, vor allem angesichts der Ausgangsfrage, mit welchen Problemen sich WirtschaftswissenschaftlerInnen jeweils beschäftigen wollen, welche Modelle sie bauen werden. Ontologische Werturteile sind eher unproblematisch, weil immerhin die empirische Testung zur Wahrung der Wissenschaftlichkeit verbleibt.

Teleologische (zielrelevante) Werturteile beziehen sich darauf, wie die ausgemachten Probleme wirtschaftspolitisch am besten gelöst werden. Solche Ziel-Mittel-Beziehungen ergeben sich aus den jeweils gebauten Modellen. Die Werturteile darüber sind ebenso unausweichlich, sollen aber der Öffentlichkeit nicht verschwiegen werden. Und die empirische Testung wartet ohnedies am Ende auch hier.

Ideologische Werturteile werden oft missmutig mit Stirnrunzeln bedacht. Sie lassen sich allerdings insofern rechtfertigen, als angesichts der „weißen Flecken“ auf der Landkarte von Wirtschaft und Gesellschaft Weltanschauungen eine gewisse Orientierungs- und Wegweiserfunktion für die Forschung und daraus abgeleitete politische Vorschläge erfüllen. Auch ideologische Werturteile dürfen freilich nicht hinter vorgeblich wissenschaftlich objektivierten Aussagen versteckt werden.

Selbstverständlich haben irrationale (rein subjektive) Werthaltungen im Bereich der Wissenschaft eindeutig nichts verloren.

Zur Sicherstellung der sozialwissenschaftlichen Legitimität, gerade angesichts der Werturteilsproblematik, gelten die Wissenschaftlichkeitskriterien nach Karl Popper (1934), nämlich

- die logische Konsistenz (innere Widerspruchsfreiheit der Argumentation), welche auch eine zweifelsfreie Kommunikation von Person zu Person mit sich bringen muss,
- die empirische Überprüfbarkeit (eine Lehraussage darf keine Leeraussage sein, die nicht testbar ist, weil sie tautologisch ist und, wie eine Definition, immer gelten muss und sich daher nicht als falsch herausstellen kann), womit die Falsifizierbarkeit gewährleistet ist, und,
- zusätzlich nach Lakatos (1970), die wissenschaftliche Fortschrittlichkeit, die sicherstellen soll, dass das neue Modell („Forschungsprogramm“) ein sozio-ökonomisches Phänomen besser erklären kann als das bislang beste.

Weil in den Sozialwissenschaften aufgrund der unvermeidlichen Analyse- und Werturteilproblematik nichts bewiesen (i.S.v. vollständig objektiv erklärt) werden kann, gibt es eben den Wettstreit um die wissenschaftliche Deutungshoheit der Realität, somit auch um die Hegemonie in der Ökonomik – und in der Folge um die Macht in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft.

Hegemoniale Deutungshoheit und Macht

Soziale Anerkennung und Geltung in der Gesellschaft bieten vielen einen Anreiz. Zusätzlich ist der Wettbewerb um ExpertInnenmacht speziell für WissenschaftlerInnen attraktiv. Diese sind ja kein bloßes Humankapital als Input zur Vermehrung und Verbesserung des Erkenntnisstands, sondern stehen – anfällig für jegliches Menscheln – im Beziehungsgeflecht ihres sozialen Umfelds und mehr oder weniger in der fachlichen und allgemeinen Öffentlichkeit. Der persönliche Nutzen aus ExpertInnenmacht versteht sich hier als die Befriedigung, dass meine wissenschaftliche Aussage geachtet wird und insofern Geltung besitzt: in Fachkreisen, unter interessierten LaiInnen oder ZeitungslernerInnen, im politischen Bereich, sei es in der wirtschafts-, sozial- und umweltpolitischen Beratung und schließlich auch in der Umsetzung meiner wissenschaftlichen Erkenntnisse in die Praxis – geschätzt von politischen Persönlichkeiten und Parteien, vom Kreis der AdressatInnen der entsprechenden Politikmaßnahmen, von anderen WissenschaftlerInnen oder informierten Personen (z.B. „den Friedman / den Galbraith / den Stiglitz kennt man doch, der muss gut doch gut sein“).

Somit sind wir bei der Deutungshoheit und der Macht angekommen, die Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu beeinflussen. Das gelingt am leichtesten, wenn die ForscherInnenpersönlichkeit oder -gruppe dem ökonomischen Mainstream angehört, also jener Strömung oder jenen Strömungen, welche in Wirtschaftswissenschaft und wirtschaftspolitischer Beratung die Hegemonie innehat (das ist tatsächlich räumlich und zeitlich verschieden).

Die meisten ÖkonomInnen können einer bestimmten Schule der Volkswirtschaftslehre zugeordnet werden. Die Mitglieder oder AnhängerInnen solcher Schulen (auch Paradigmen genannt) stehen einander durch ähnliche Bildungsinstitutionen, Werturteile, Problemempfindungen, Untersuchungsgegenstände, Modellierungscharakteristika und politikrelevante Schlussfolgerungen einander geistig nahe, sind zuweilen in Netzwerken verbunden und, vor allem gemeinsam, auch machtpolitisch relevant (z.B. Hirte/Pühringer 2014).

Ein Wirgefühl ist dort entstanden; aus der Schule wird ein Dogma, indem die gemeinsamen Grundlagen, auf welchen ihre Forschung aufbaut, im Hinblick auf eine berechtigte Verwendung (Relevanz) nicht mehr hinterfragt. Sie werden so zu Axiomen. Solche unzureichend geprüften Voraussetzungen nennt Bacon (1620, Abschnitt 26) „Vorausnahmen“. Doch wie sind solche offensichtlichen wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten im Herzen der Wissenschaft denn zu erklären? Nobelpreisträger Robert Schiller tut dies 1995 mit Motivationspsychologie und Theorie des Herdenverhaltens.⁷ Doch genügt diese Erklärung der Stabilität von Dogmen?

⁷ „Die Neigung von Menschen, in Gruppen ähnlich zu denken und zu handeln, erscheint als eine Art Irrationalität, wie etwa die durch Loyalität bedingte psychologische Motivation, mit den Gruppenmitgliedern übereinzustimmen (...). Doch es scheint hier mehr mit hereinzuspielen als bloß eine solche Motivation. Wenn man mit Leuten redet, ist man verblüfft, dass sie sich zweckorientiert verhalten, Fakten vorbringen, die ihre Ansichten stützen und sich gegenteiliger Argumente oft nicht bewusst sind. Um [solches] Herdenverhalten zu verstehen, ist es hilfreich, auch Informationstheorien heranzuziehen (...). Die Arten von Meinungen, bei denen Herdenverhalten hervorsteht, sind keine Sache bloßer Fakten (wo ist hier Norden), sondern heikle Angelegenheiten, für

Post-KeynesianerInnen sprechen der Mainstream-Ökonomik (Neoklassik) die Wissenschaftlichkeit ab (z.B. Earl 1983, Pühringer/Bäuerle 2019), weil diese lediglich Axiomatik betrieben, dem „Modell-Platonismus frönten und in ihren Untersuchungen *elegance above relevance* stellten (die Eleganz der formalen Methodik sei ihnen das Wichtigste, nicht der Erklärungsgehalt). Dass ist fundamentale Kritik. Wie damit umgehen?

Zeit und andere Ressourcen sind ja knapp, und so werden die Axiome bloß, wenn überhaupt, gegen die „Angriffe“ aus anderen Dogmen verteidigt, statt sie zu erneuern oder zu ersetzen. Diese Verteidigungsstrategie genügt immerhin dem ökonomischen Prinzip: Jahrzehntlang haben wir persönlich in Bildung, Ausbildung und Forschung investiert und uns einen Humankapitalstock („Schatz“) an Erfahrung, Fertigkeiten und Forschungsergebnissen mühsam erarbeitet. Dieser Schatz soll durch Angriffe auf die methodischen Grundlagen meines/unseres Kapitalstocks nicht gefährdet werden. Ansonsten wäre dieser womöglich größtenteils oder gänzlich abzuschreiben, und versunkene Kosten immensen Ausmaßes würden mir/uns erwachsen. Da investiert man doch lieber in die Verteidigung und marginale Verbesserung der eigenen Theorie(n), als sich auf grundlegende Auseinandersetzungen einzulassen, die möglicherweise zu einer Katastrophe – einer persönlichen Niederlage oder einem Wechsel in der Deutungshoheit und Hegemonie unter den Dogmen – führen.

Scheut ein solcher Hegemon diese Auseinandersetzung, kann er auch eine andere Strategie wählen, nämlich darauf zu hoffen, dass seine Hegemonie erhalten bleibt, wenn er die Kritik der konkurrierenden Dogmen einfach negiert (was auch tatsächlich vorkommt).

Hegemoniewechsel

Paradigmenwechsel bzw. Hegemoniewechsel können vorteilhaft sein. Erstens gäbe es sonst keinen so großen wissenschaftlichen Wettbewerb und Erkenntnisfortschritt, weil der Anreiz zu seriöser Forschung geringer wäre. Zweitens ändern sich die Rahmenbedingungen für Wirtschaft und Politik, so dass die Wissenschaften davon sich den neuen Herausforderungen entsprechend entwickeln sollten. Wir haben aber festgehalten, dass sich Paradigmen nicht

die viele Bausteine der Information maßgeblich sind und bei denen Beschränkungen von Zeit und angeborener Intelligenz jedes Individuum davon abhalten, all die relevante Information aufzuspüren“ (Shiller 1995, S. 181, eigene Übersetzung).

Auch dies erkannte Francis Bacon bereits: „Kommt zufällig ein vorher nicht bemerkter oder erkannter Fall zum Vorschein, so sucht man durch leichtfertige Unterscheidungen den alten Satz zu retten, während es richtiger wäre, ihn zu verbessern“. Es sei, so fährt Bacon fort, relativ einfach, mit der deduktiven Methodik zu reüssieren: „Die Voraussetzungen gewinnen viel eher die Zustimmung als die Erklärungen, weil sie von wenigem und von dem, was am meisten vorkommt, entlehnt sind; deshalb bemächtigen sie sich des Verstandes und erfüllen die Phantasie, während die Erklärungen aus mannigfachen und oft von einander sehr weit abliegenden Fällen zusammengesetzt werden müssen, den Verstand nicht gleich für sich einnehmen können (...). (...) In Wissenschaften, die sich auf das Meinen und Belieben stützen, sind die Voraussetzungen und die Dialektik von gutem Gebrauch, da es hier darauf ankommt, die Zustimmung zu erzwingen, nicht den Gegenstand zu bezwingen“ (Bacon 1620, Abschnitte 25, 28 und 29, zit. n. Zimmermann 2022, S. 336).

wesentlich ändern. Also bleibt hierfür nur der Paradigmenwechsel als Ausweg. Auf wissenschaftlicher Ebene propagiert dies, wie schon erwähnt, z.B. Lakatos (1970), indem er meint, das bessere Forschungsprogramm setze sich durch (er wurde dafür auch kritisiert, weil sich die Programme, so die KritikerInnen, kaum unterscheiden ließen). Auf politischer Ebene erklärt Cohen (1988) den Paradigmenwechsel damit, dass sich WählerInnen jeweils von einem anderen (wirtschafts-)politischen Programm zu viel erwarten und deshalb, aus Enttäuschung über die aktuelle Politik, wie in einer Pendelbewegung mit ihrer Sympathie zwischen den Programmen hin- und herwandern.

Gemäß Thomas Kuhn (1962) kommt ein Paradigmenwechsel (*scientific revolution*) – ein Hegemon ersetzt den anderen – dann zustande, wenn das alte Paradigma den neuen Zustand der Wirtschaft nicht mehr plausibel erklären und somit wirtschaftspolitisch keine wesentliche Abhilfe mehr schaffen kann. Als historische Beispiele seien hier genannt die Ablösung der Neoklassik durch den Keynesianismus im Verlauf der historischen Weltwirtschaftskrise ab Ende 1929, die Verdrängung des Keynesianismus durch den Monetarismus und später Neoliberalismus, als ab Ende der 1960er-Jahre der Keynesianismus keine überzeugenden Vorschläge zu Reduktion des deutlich erhöhten Inflationsniveaus machen konnte.

In jüngerer Vergangenheit und heute ist es der Übergang von neoliberaler Stabilitätspolitik (Stabilität – neben einer niedrigen Inflationsrate – von Budgetdefizit- und Staatschuldenquote auf einem als „solid“ erachteten Niveau, bei gleichzeitig tendenziellen Steuersenkungen) zu bisher ungekannt hohen Transferausgaben an die Privathaushalte (*helicopter money*) und Subventionen für Unternehmen – Staatsausgaben, die mit ihrer Expansivität in den Krisen an den Keynesianismus erinnern, unterstützt durch eine bis vor kurzem anhaltende ultralockere Geldpolitik (*quantitative easing*). Zuletzt wurde die Geldpolitik wieder stark gestraft, und die Inflation durch eine erzeugte Rezession zu senken; doch die expansive Staatsausgabenpolitik scheint zu bleiben.

Schon im Zug der Weltfinanzmarkt- und -wirtschaftskrise in den 2000ern wurde angesichts der Bedrohlichkeit der Krise – einer Systemschmelze auf dem Finanzmarkt à la Hyman Minsky (1992) waren wir ziemlich nah – ein Hegemoniewechsel vom Neoliberalismus zum (Post-)Keynesianismus erwartet/erhofft, der aber nicht eintrat; die Floskel des Hegemons von den „gesunden Staatsfinanzen“ analog zu einem Privathaushalt und somit die angemahnte Rückzahlung der Staatsschulden und die dazu nötigen Budgetüberschüsse taten das ihrige.

Doch im Verlauf der Coronakrise und der anschließenden Krise infolge des russischen Angriffskriegs mit seiner schweren Störung der globalen Handelsketten war dann wieder keine wesentliche Rede mehr von fiskalischer Disziplin (sogar die Regeln des EU-Fiskalpakts blieben bislang ausgesetzt, und auch Deutschland schwindelt sich mit „Sondervermögen“ v.a. für die Bundeswehr aus der Budgetkonsolidierungsrhetorik des liberalen Finanzministers vorbei).

So wird denn effektives *Deficit Spending* zwar noch länger (mehr oder minder verstohlenen) politische Praxis bleiben, aber offiziell wird die *New Monetary Theory* (z.B. Höfgen/Ehnts 2020)

– dem Gehalt nach post-keynesianisch geprägt – nicht offiziell anerkannt werden; der Hegemon „im Schafspelz“ ist noch zu erfolgreich (quasi, wir wollen die Leistenden fördern). Schon Wolfgang Schüssel hatte nach seinen staatskritischen Publikationen in den frühen/mittleren 1980ern dann als Vizekanzler und später Bundeskanzler *Deficit Spending* schönfärberisch als Struktur- und Wachstumspolitik getarnt.

Angelpunkt eines künftigen Hegemoniewechsels werden die Forschungsnetzwerke und die Lehre an den Universitäten und ähnlichen Bildungseinrichtungen sein. Das zeigt das Beispiel des Aufkommens des Monetarismus und später des Neoliberalismus, das sich auf diesen Wegen, beginnend in den späten 1940er-Jahren, bis in die 1960er bzw. späten 1980er-Jahre hingezogen hat. Der diesbezüglich große Vorteil eines prononcierten wirtschaftlichen Liberalismus ist wahrscheinlich die weithin schlagende Argumentation, der Staatshaushalt müsse den gleichen Anforderungen genügen, wie ein Privathaushalt; zu dieser diskursiven Floskel (Cornwall 1988) – einer Behauptung, die propagandistisch immer wiederholt, aber dadurch freilich nicht zutreffender wird – sind übrigens Francis Bacons oben erwähnten beliebigen „Vorausnahmen“ einschlägig. Es handelt sich hier um eine überwiegend mikroökonomische Aussage (Stichwort „schwäbische Hausfrau“) statt einer betont makroökonomischen Argumentation. Joseph Alois Schumpeter (1918, S. 7) betonte hingegen die gesamthafte Bedeutung der Staatsfinanzen, indem er schrieb: „Die Finanzen sind einer der besten Angriffspunkte der Untersuchung des sozialen Getriebes, besonders, aber nicht ausschließlich, des politischen.“

Auf die Perspektive der ÖkonomikabsolventInnen kommt es an. Die Bedeutung der einführenden Lehre in der postsekundären Bildung darf nicht unterschätzt werden. Bäuerle (2017) argumentiert, dass die Inhalte einführender Lehrbücher prägend und für das spätere Denken und Entscheiden von wesentlichem Gewicht seien, selbst wenn die späteren Literatur- und Entscheidungsgrundlagen ungleich differenzierter sind.⁸ Bildung bildet Hegemonien heraus.

Schlussbemerkungen

Deduktive und induktive Analyse stehen immerhin in engem Zusammenhang:

Deduktion gelingt nicht, ohne erst einen empirischen Eindruck von der Realität zu haben. Induktion funktioniert nicht, ohne schon eine theoretische Vorstellung über mögliche Zusammenhänge und Herausforderungen zu haben.

Deduktion kann nicht davon ausgehen, dass ihre aufgestellten Kausalitäten als Erklärungszusammenhänge auf alles und jedes angewandt werden können. Induktion kann nicht darauf

⁸ Auch dies erkannte und beschrieb schon Francis Bacon: „Auch wenn die geistvollsten Männer aller Zeiten sich verbänden, gemeinsam arbeiteten und alles sich mitteilten, würde durch die Vorausnahmen kein großer Fortschritt in den Wissenschaften erlangt werden, weil die radikalen, gleich bei dem Beginn der Arbeit einfließenden Irrtümer durch die Vortrefflichkeit der späteren Arbeiten und Hilfsmittel nicht wiedergutmacht werden können“ (Bacon 1620, Abschnitt 30, zit. n. Zimmermann 2022, S. 337).

bauen, dass ihre Ergebnisse über Kausalbeziehungen vom untersuchten Fall auf alle Fälle ausgedehnt, also verallgemeinert werden können.

Auch auf diese Gegebenheiten hat Francis Bacon (1620) schon hingewiesen (vgl. S. 2, Fußnote 2, zweiter Absatz).

Allerdings meine ich: Heutzutage lernt die Mikroökonomik immer mehr, dass die Beachtung von Aggregaten auf höherer Ebene (Branche, Ort, Region, Staat, ...) bessere Erklärungen liefert und in die Analysen fruchtbar einbezogen werden können. Zugleich lernt die Makroökonomik, dass eine feinere Struktur der betrachteten (Teil-)Aggregate die Analysen aussagekräftiger macht und daher Daten und Fakten von niedrigeren Ebenen (Branchen, Regionen) vorteilhaft einbezogen werden können. Mikro- und Makroökonomik nähern einander langsam an.

Egal, welcher dieser Ansätze verfolgt wird, das Entscheidende für die wissenschaftliche Gültigkeit der Untersuchungsergebnisse sind die Angemessenheit und Exzellenz der angewandten empirischen Methoden. Die Debatte darüber ist nicht neu und ging auf die Zeit zurück als Jan Tinbergen (der später dafür den Nobelpreis erhielt) noch händisch lineare Regressionen rechnete und John Maynard Keynes die Sauberkeit der Methoden (Auswahl und Messbarkeit der Faktoren, Linearität der Schätzergebnisse, Konstanz der Schätzer) anzweifelte (Garrone/Marchionatti 2004). Seither gab es in Europa, insbesondere seit den 1980er Jahren gigantischen methodischen Fortschritt in Ökonometrie und Zeitreihenanalyse. Mittlerweile kann man sich auf die geschaffene Expertise verlassen, gleichsam, *“the proof of the pudding is in the eating”*, wie damals schon Tinbergen meinte (allerdings noch viel zu wenig tragfähig, wie Keynes auch kritisierte). Noch dazu sind die Verfügbarkeit und Vergleichbarkeit von Daten wesentlich im Steigen begriffen, aber die Datenlage stößt nun immer wieder an die Grenzen des Datenschutzes, die für den wissenschaftlichen Bereich geregelt und kontrolliert erweitert gehören.

Diese Lösung erscheint gangbar, ist aber insofern auch nicht perfekt, als theoretische Modelle als Ausgangsbasis für die Empirie (Schätz- und Simulationsmodelle) die empirischen Modellergebnisse in bestimmte Richtungen lenken können (Zamann 2012). Selbst theoriearme bis -arme Zeitreihenmodelle, die auf Kalibrierung beruhen – d.h., die alle Variablen in deren bisherigen Verlauf bestmöglich einpassen –, kommen nicht um die Auswahl der Variablen herum; so besitzen Theorien und Werturteile Zugang zur Analytik. Diese Unbestimmtheit macht eben sowohl den Reiz als auch den „Fluch“ der Sozialwissenschaften aus.

Die Vielfalt der theoretischen Ideen und Modelle sollte allerdings künftig nicht mehr eingeschränkt werden; alternative Denkansätze sollten nicht länger (wie allzu oft unreflektiert) aus der fachlichen Debatte ausgeschlossen werden. Eine solche Unterschiedlichkeit macht wohl den vielfältigen Reichtum der Ökonomik aus. Wie in einer riesigen Bibliothek sollen ForscherInnen – möglichst ergebnisoffen – nach dem ihrer informierten Meinung nach am meisten geeigneten Ansatz für ihre geplanten Analysen suchen sollen – eben tunlichst ohne dogmatische Scheuklappen. Dieser Art quasi des Experimentierens sollte ein wenig dadurch entgegen-

gekommen werden, dass auch methodisch saubere empirische Nicht-Ergebnisse als publizierbar angesehen werden.

Die multiplen Herausforderungen für Gesellschaft, Wirtschaft und Politik, denen wir uns heutzutage gegenübersehen, sind beiderlei Natur, nach der sich die ökonomischen Ansätze jeweils richten und voneinander unterscheiden:

- einerseits die Ressourcenverschwendung, die durch geringe Produktivitäten sowie hohe Faktorkosten und Outputpreise zustande kommt, und nach ökonomischer Effizienz ruft, welche die Knappheitsproblematik (die Bedürfnisse sind größer als der Bedarf) minimieren (z.B. Robbins 1932: in der Weltwirtschaftskrise!),
- andererseits die Ressourcenverschwendung, die durch unausgelastete Produktionsapparate, unfreiwillige Arbeitslosigkeit, suboptimale Güterversorgung und Armut (im Angesicht von Reichtum) bestimmt ist (z.B. Keynes 1937: ebenfalls noch in der Weltwirtschaftskrise; sie zog sich mit ihren Auswirkungen bis in den Zweiten Weltkrieg hinein).

Für beide analytische Ansätze besteht der Bedarf. Unser unternehmenswirtschaftliches Wirtschaftssystem ruft nach raschen und effektiven Reformen. Die Hauptkritik am „Kapitalismus“ (Privatkapitalismus) richtet sich gegen den dominanten Einfluss der Reichen und die tendenzielle Ungleichheit der Wirtschaftsergebnisse. Zudem gibt es nur in sechs der 34 untersuchten Staaten eine „pro-kapitalistische“ Umfragemehrheit – selbst wenn das Reizwort Kapitalismus aus der Befragung ausgeklammert worden ist; dann ergeben sich in sieben der 34 Staaten Mehrheiten für das westliche Wirtschaftssystem (Zitelmann 2023).

Bleibt noch der „Kampf“ um die praktische Anwendung jeweils bestimmter Forschungsergebnisse in der Lehre und in der Politik. In einem Artikel über das Überwinden von Widerständen gegen den Unterricht über Genderaspekte im Management an einer Wirtschaftsuniversität im eigentlich gender-fortschrittlichen Finnland wird gefolgert, dass im Unterricht beide Ansätze – die von den Lehrenden geplanten (genderbezogenen) Inhalte und die erwarteten Vorbehalte der Studierenden ausgewogen einander gegenübergestellt werden, um einen konstruktiven Möglichkeitsraum für seriöse Debatten zu öffnen. So könnte der Status quo aufgebrochen werden (Stiernkreutz/Tiennari 2023), eine Hegemonie sinnvoll abgelöst werden.

Literatur

Arendt, Hannah (1974): Interview with Roger Errera. In: McCarthy West, Mary (1978): Hannah Arendt. From an Interview, in: The New York Review of Books Nr. 16, 26. October 1974, <http://tinyurl.com/nlfkexv> (16.9.2023)

Bacon, Francis (1620): *Neues Organon* (original: *Novum organum scientiarum*). London. Buch 1, Abschnitte 19-31, 104-105. In: Zimmermann (2022), S. 334-337, 344-345

- Bäuerle, Lukas (2017): Die ökonomische Lehrbuchwissenschaft – Zum disziplinären Selbstverständnis der Volkswirtschaftslehre. In: *Momentum Quarterly* (6), Nr. 4, S. 252-270
- Cohen, Daniel (1988): What caused the rise of conservatism – a French view. In: *Economic Policy* (3), April, pp. 195-219
- Earl, Peter E. (1983): A Behavioral Theory of Economists. In: Alfred S. Eichner (ed.): *Why Economics is not yet a Science*. Macmillan: London, pp. 90-125
- Garrone, Giovanna; Marchionatti, Roberto (2004): Keynes on econometric method. A reassessment of his debate with Tinbergen and other econometricians, 1938-1943. In: *Dipartimento di Economia „S. Cagnetti de Martii“ Working Paper Series*, nr. 01/2004 (15.9.2023)
- Gross, David Jonathan (2013): Interview [“Physik-Nobelpreisträger hofft noch immer auf die ‘Weltformel’“](#). In: *derStandard.at*, 21.7. (15.9.2023)
- Hirte, Katrin; Pühringer, Stephan (2014): ÖkonomInnen und Ökonomie in der Krise? Eine diskurs- und netzwerkanalytische Sicht. In: *WISO - Wirtschafts- und sozialpolitische Zeitschrift des ISW* (37), Heft 1, S. 159-178
- Höfgen, Maurice; Ehnts, Dirk (2020): Von der Modern Monetary Theory zur Forderung einer Jobgarantie. In: *Momentum Quarterly* (9), S. 179-242
- Keynes, John M. (1937): The General Theory of Employment. In: *The Quarterly Journal of Economics* (51), February, pp. 209-223 <https://www.hetwebsite.net/het/texts/keynes/keynes1937qje.htm> (15.9.2023)
- Kuhn, Thomas S. (1962): *The Structure of Scientific Revolutions*. 2nd edition, Chicago University Press: Chicago 1970
- Lakatos, Imre (1970): Falsification and the Methodology of Scientific Research Programmes. In: Imre Lakatos, Alan Musgrave (eds.): *Criticism and the Growth of Knowledge*. Cambridge University Press: Cambridge (UK), pp. 91-195
- Minsky Hyman P. (1992): The Financial Instability Hypothesis. In: *The Jerome Levy Economics Institute Working Paper* (74), May, <http://www.levy.org/pubs/wp74.pdf> (15.9.2023)
- Ohm, Hans (1965): *Allgemeine Wirtschaftspolitik*. Band 1: Systematisch-theoretische Grundlegung. Göschen: Berlin
- Popper, Karl (1934): *Die Logik der Forschung*. Springer, Wien 1934, Druck 1935, 10. dt. Aufl. Mohr (Siebeck), Tübingen 2005.
- Popper, Karl (1972): Prognose und Prophetie in den Sozialwissenschaften. In: Topitsch, E. (Hrsg.): *Logik der Sozialwissenschaften*. Kiepenheuer & Witsch, Köln, S. 113-125.
- Pühringer, Stephan; Bäuerle, Lukas (2019): What economics education is missing: the real world. In: *International Journal of Social Economics* (46), nr. 8, pp. 977-991
- Robbins, Lionel (1932): [An Essay on the Nature and Significance of Economic Science](#). MacMillan, London (15.9.2023)
- Schumpeter, Joseph (1918): [Die Krise des Steuerstaats](#). Graz und Leipzig: Verlag Leuschner und Lubensky (k. u. k. Universitäts-Buchhandlung), Google e-book (15.9.2023)
- Schumpeter, Joseph A. (1942): *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. 7. Auflage, Verlag Francke: Tübingen 1993

- Shiller, Robert J. (1995): Conversation, Information, and Herd Behavior. In: *Rhetoric and Economic Behavior* (85), nr. 2, pp. 181-185
- Stiernkreutz, Micaela; Tienari, Janne (2023): Anticipating resistance. Teaching gender and management to business school students. In: *Gender, Work & Organization*
- Zaman, Asad (2012): [Methodological Mistakes and Econometric Consequences](#). In: *International Econometric Review* (4), nr. 2, pp. 99-122, (15.9.2023)
- Zimmermann, Daniela (2022): Wer sind wir? Ein philosophisches Lesebuch. Die abendländische Philosophie von Aristoteles bis Wittgenstein. Anakonda-Verlag: München
- Zitelmann, Rainer (2023): [Attitudes towards capitalism in 34 countries on five continents](#). In: *Economic Affairs (early view)*, Wiley online library, 06 September (15.9.2023)